

JACK BARSKY  
MIT CINDY COLOMA

# DER FALSCHER AMERIKANER



Ein Doppelleben als deutscher  
KGB-Spion in den USA

Aus dem amerikanischen Englisch von Silvia Lutz und Sandra Binder

**SCM**  
Hänsler

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Dieses Buch beruht auf Tatsachen. Dennoch wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte einige Namen und Umstände geändert. Der vorliegende Text gibt ausschließlich die persönliche Meinung des Autors wieder.



1. Auflage in neuer Ausführung 2023 (3. Gesamtauflage)

© der deutschen Ausgabe 2023 SCM Hänssler in der  
SCM Verlagsgruppe GmbH · Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen  
Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de) · E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)

Originally published in English under the title:  
*Deep Undercover: My Secret Life and Tangled Allegiances  
as a KGB Spy in America*

© 2017 Jack Barsky

Published by Tyndale House Publishers, Inc.

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:  
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und  
2006 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH Holzgerlingen.

Übersetzung: Silvia Lutz und Sandra Binder  
Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart  
Titelbild: © Peter Lüders

Autorenfoto: © Tyndale House Publishers

Bildteil: © Jack Barsky und Peter Lüders (S. 6 oben und rechts unten)

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6133-6

Bestell-Nr. 396.133

# INHALT

Stimmen zum Buch .....	7
Prolog .....	8
TEIL I	
KINDHEIT UND JUGEND EINES SPIONS .....	11
TEIL II	
AUSBILDUNG EINES SPIONS .....	99
TEIL III	
INTEGRATION EINES SPIONS .....	241
TEIL IV	
TOD EINES SPIONS .....	351
TEIL V	
FESTNAHME EINES SPIONS .....	379
TEIL VI	
ERLÖSUNG EINES SPIONS .....	399
Epilog .....	457
Nachwort von Special Agent Joe Reilly, FBI (i. R.) .....	463
Über die Autoren .....	469
Danksagung .....	470
Anmerkungen .....	473

TEIL I

**KINDHEIT  
UND JUGEND  
EINES SPIONS**

# 1

Meine Eltern kauerten am Küchentisch und drückten die Ohren an ein kleines Röhrenradio, ein Relikt, das den Krieg überlebt hatte, mit dem man aber nur drei Sender empfangen konnte. Während mein Vater an den Knöpfen drehte und versuchte, das Rauschen zu verringern, schob ich mich an den kleinen Holztisch heran, um herauszufinden, was los war. Meine Mutter wiegte meinen kleinen Bruder und brachte ihn sanft zum Schweigen, damit wir verstehen konnten, was im Radio gesagt wurde. Die theatralisch klingende Stimme erhob sich in einer Sprache, die ich nicht verstand, über Chopins schwermütigem »Trauermarsch«. Darüber war der deutsche Übersetzer mit genauso schwermütiger Stimme zu hören.

An diesem Tag Anfang März 1953 wurde auf allen drei Rundfunksendern dasselbe Ereignis übertragen: die Beerdigung des großen sowjetischen Führers Josef Stalin. Überall im gesamten Ostblock saßen die Menschen genauso wie wir wie gebannt vor ihren Radios.

»Vati«, fragte ich, »wer war dieser Stalin? Warum ist er tot? Was ist die Sowjetunion?«

Mein Vater bemühte sich nach Kräften, die Dinge so zu erklären, dass ich sie mit meinem vier Jahre alten Verstand verstehen konnte.

»Genosse Stalin war ein großer Revolutionär. Er war der Führer der Sowjetunion. Das ist ein riesiges Land, das Hitler besiegt hat. Unter seiner Führung wollten wir einen Staat aufbauen, in dem jeder glücklich sein kann. Heute nehmen wir Abschied von einem der größten Männer der Geschichte.«

»Und wird dann alles wieder gut? Kaufst du mir trotzdem zum sechsten Geburtstag ein Fahrrad, wie du es versprochen hast? Bekomme ich am Sonntag wieder einen Pudding?«

»Ja, Albrecht, ich denke, es wird alles gut werden. Ohne Stalin wird es vielleicht ein wenig schwerer. Und es gibt einige Dinge, die du erst verstehen wirst, wenn du älter bist.«

Das war seine Art, mir zu sagen, dass ich keine weiteren Fragen stellen sollte.



Als ich später meine Wurzeln und meine Herkunft aufzuspüren begann, war dies ein Prozess über mehrere Jahre. An einiges konnte ich mich erinnern, anderes hörte ich zufällig, und wieder anderes wurde mir erzählt, als ich alt genug war, um Fragen zu stellen. Die meisten Informationen über meine frühe Kindheit erhielt ich in Gesprächen mit meiner Mutter.

Eines kann ich mit Gewissheit sagen: Ich wurde zu einer ungünstigen Zeit an einem ungünstigen Ort geboren – vier Jahre nachdem Adolf Hitlers Selbstmord den Zweiten Weltkrieg in Europa endgültig beendet hatte. Während die Amerikaner, Briten und Franzosen die westlich besetzten Zonen in Deutschland wieder aufbauten, war das Leben im von den

Sowjets beherrschten Ostdeutschland ein täglicher Überlebenskampf. Nicht nur hatte der Krieg schlimme Zerstörungen hinterlassen, die Sowjets verschärfen die Situation noch weiter, indem sie alles Wertvolle, das die Luftangriffe der Alliierten überlebt hatte, außer Landes schafften, einschließlich ganzer Fabriken und eines großen Teils der Infrastruktur. Als Folge davon wurde Ostdeutschland wirtschaftlich und technologisch um mindestens dreißig Jahre zurückgeworfen. So stark wie zu keiner anderen Zeit im zwanzigsten Jahrhundert wurde der Kampf um Nahrung zur Priorität Nummer eins im Land.

Meine Eltern lernten sich im Januar 1948 bei einer Lehrerfortbildung im Dorf Rietschen kennen, das in einer besonders armen Gegend in Ostdeutschland lag, nur wenige Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Trotz eines Altersunterschieds von sechs Jahren schlossen Judith Faust und Karl-Heinz Dittrich gleichzeitig das *Neulehrer*-Programm ab, das von den Alliierten in Nachkriegsdeutschland initiiert worden war. Es schulte Akademiker und junge Arbeiter zu Lehrern um, die keine Verbindung zum Naziregime hatten.

Meine beiden Eltern hatten als Kinder die Weltwirtschaftskrise, Hitlers Machtergreifung und die Not während des verheerendsten Krieges der Menschheitsgeschichte erlebt. Für sie bedeutete ihre erste Lehrerstelle einen Neuanfang und ließ vorsichtige Zukunftsträume in ihren Herzen aufkeimen. Beide hatten vor dem Programm bei ihren Eltern gewohnt, und beide hatten fast einen ganzen Tag für die fünfzig Kilometer lange Reise nach Rietschen gebraucht. In jener Zeit gab es fast keine öffentlichen Busse, und Zugreisen waren ärgerliche Abenteuer mit ungewissem Ausgang. Fahrpläne waren das Papier nicht

wert, auf dem sie gedruckt waren, und das Einzige, das an Eisenbahnen vorhersehbar war, war ihre Unvorhersehbarkeit.

Während Direktor Panzram den Lehrplan und die Aufgaben für das kommende Schuljahr erläuterte, wanderten Judiths Augen immer wieder zu dem adrett gekleideten Karl-Heinz mit den leuchtenden Augen, der aufmerksam zuhörte. Mit seinen feinen Gesichtszügen, hohen Wangenknochen, durchdringenden grauen Augen und glatten schwarzen Haaren sah er aus wie ein Filmstar.

Karl-Heinz war noch nicht ganz zwanzig Jahre alt und das jüngste Mitglied der Gruppe. Sein schlaksiger Wuchs ließ ihn sogar noch jünger aussehen, wie jemanden, um den man sich kümmern musste. Im Gegensatz zu Karl-Heinz, der gerade erst zu arbeiten anfang, hatte Judith sechs Jahre mehr Lebenserfahrung und sechs Jahre mehr Leid hinter sich.

Meine Mutter wurde 1922 in Kaltwasser geboren, wo ihre Eltern, Bernhard und Zilla, als Oberförster und Köchin auf dem Gut eines deutschen Grafen arbeiteten. Sie hatte zwei Schwestern, Ruth und Eva. Aufgrund der biblischen Namen und weil meine Mutter in einem Kirchenchor sang, bevor sie meinen Vater heiratete, gehe ich davon aus, dass sie in einer lutherischen Familie aufgewachsen ist, obwohl ich in meiner Familiengeschichte keine weiteren Hinweise auf eine geistliche Prägung gefunden habe und Gott bei uns zu Hause nie erwähnt wurde.

Da meine Mutter auf einem Landgut aufwuchs, hatte sie immer genug zu essen. Das könnte erklären, warum sie so gesund aussah, als so viele andere ausgemergelt waren. Ihre funkelnden blauen Augen strahlten Intelligenz und Unabhängigkeit aus, aber ihre schlichten, weiten, langen Kleider ver-

rieten, dass sie ein Mädchen vom Land war. Sie trug keinen Lippenstift und ihre schulterlangen Haare hatte sie in ihrem Nacken zu einem konservativen Dutt hochgesteckt.

Trotz ihrer vielen Unterschiede hatten Karl-Heinz und Judith zwei Dinge gemeinsam, als sie sich trafen: Sie waren beide Neulehrer und sie waren beide Fremde im Dorf Rietschen. Folgerichtig verbrachten sie zwischen den Unterrichtsstunden und manchmal auch am Ende des Unterrichtstages ihre Zeit miteinander.

Im Frühling 1948 fing sich Karl-Heinz eine gefährliche Tuberkulose ein. Es gab keine Antibiotika, um diese Krankheit zu bekämpfen. Der Landarzt konnte nur Bettruhe und gesundes Essen verschreiben. Bettruhe war kein Problem, aber gesundes Essen war fast unmöglich aufzutreiben.

An dieser Stelle schalteten sich Judiths Mutterinstinkte ein, und sie begann, ihren kranken Freund und Kollegen zu pflegen. Jeden Tag kam sie nach der Schule in Karl-Heinz' kleine Wohnung, um ihm Gesellschaft zu leisten und ihm alles Essen zu bringen, das sie hatte auftreiben können. Irgendwie gelang es ihr, bei einem Bauern mehrere Pfund Roggenmehl zu ergattern, aus dem sie zusammen mit Wasser einen Brei anrührte, der für meinen Vater zu einem Hauptbestandteil seiner Nahrung wurde, während er sich erholte.

Nachdem ihn Judith zwei Monate lang liebevoll gepflegt hatte, überwand Karl-Heinz die Krankheit und verliebte sich prompt in die Frau, die ihm höchstwahrscheinlich das Leben gerettet hatte. Im Oktober 1948 schlossen diese zwei Freunde, die so überhaupt nicht zusammenpassten, im Haus meiner Großeltern in Kaltwasser den Bund fürs Leben.

Auf lange Frist gesehen, hatte ihre Ehe wenig Chancen auf Erfolg; ihr dünnes Fundament war der Umstand, dass mein Vater eine Mutterfigur brauchte und meine Mutter den starken Wunsch hatte, diese Rolle einzunehmen. Sie war stolz darauf, dass sie sich einen so gut aussehenden jungen Mann geangelt hatte, während im ganzen Land großer Mangel an heiratsfähigen Männern herrschte.

Anscheinend hat mein Vater seine Dankbarkeit ausgedrückt, sobald er wieder bei Kräften war. Bei der Hochzeit wusste meine Mutter wahrscheinlich schon, dass sie schwanger war.



Ende April 1949 begann für meine Mutter der Mutterschutz. Mein Vater begleitete sie zum Haus seiner Eltern in Reichenbach, ungefähr fünfzig Kilometer von Rietschen entfernt. Sie planten, dass sie dort entbinden sollte.

Mein Vater war kurz zuvor in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) eingetreten, was bedeutete, dass er an der Parade zu Ehren des Internationalen Tags der Arbeit teilzunehmen hatte. Er überredete seinen Vater mitzukommen und schlug vor, dass sie nach der Parade für einen Frühschoppen einkehren könnten.

Das Wetter war unangenehm am Morgen des 1. Mai 1949 in Reichenbach: grauer Himmel, Temperaturen um die fünfzehn Grad und Dauernieselregen. Die Maiparade sollte ein Fest sein, doch die Stimmung der bunt zusammengewürfelten Menge, die langsam durch die verlassene Innenstadt marschierte, war wenig festlich. Was hatten sie auch zu feiern? Dank Hitler und der

Nazis waren Scham und Resignation an die Stelle des deutschen Stolzes getreten. Die sowjetische Besatzungsmacht war hart und unberechenbar, und es gab immer noch nicht genug zu essen. Die durchschnittliche Tagesration lag im besetzten Deutschland unter tausendfünfhundert Kalorien.

Die Auswirkung dieser Mangelernährung war besonders den Männern anzusehen, die an dem Marsch teilnahmen, auch bei meinem Vater und meinem Großvater, die für diesen Tag ihre Sonntagskleidung angezogen hatten. Keiner von ihnen füllte seinen Anzug aus, ihre Hosen wurden von Hosenträgern gehalten, und ihre Jacken waren viel zu weit für ihre schmalen Schultern. Es waren wirklich nicht die besten Zeiten, um ein Kind auf die Welt zu bringen.

Aber das alles interessierte am späten Abend des 17. Mai nicht mehr, als Judiths Wehen stärker wurden und meine Großmutter die Hebamme holte. Die drei Frauen verbrachten die ganze Nacht in dem kleinen Schlafzimmer, in dem normalerweise meine Großeltern schliefen.

Für meinen Vater und meinen Großvater war es ebenfalls eine harte und schlaflose Nacht. In die winzige Küche des Hauses verbannt, tranken sie tapfer mehrere Flaschen selbst gemachten Apfelwein. Sie leerten so viele Gläser, dass sie starke Kopfschmerzen bekamen, und behaupteten später, sie hätten genauso viele Schmerzen ertragen müssen wie meine Mutter in den Wehen.

Doch in dieser Nacht hätte wahrscheinlich sowieso niemand schlafen können. Ab vier Uhr morgens zog eine scheinbar endlose Parade sowjetischer Truppen in der Nähe des Hauses vorbei. Das Dröhnen, Quietschen und Poltern der russischen

Panzer auf dem Granitkopfsteinpflaster der Löbauer Straße war fast unerträglich. Kein Nachbar fand viel Ruhe.



In der Nachkriegswelt, in die ich geboren wurde, eskalierten die Spannungen zwischen Ost und West schnell. Nur vier Wochen nach der Aufhebung der sowjetischen Blockade von Westberlin, fünf Tage nach meiner Geburt, schlossen sich die westlichen Besatzungszonen Deutschlands zusammen und bildeten die Bundesrepublik Deutschland. Die darauf folgende Gründung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) in Ostdeutschland sorgte für die endgültige Teilung, die zum Brennpunkt des Kalten Krieges wurde.

Der gesamte Verlauf meines Lebens wurde von der geografischen Lage meines Geburtsorts bestimmt. Als Stalin 1953 starb, war Ostdeutschland längst zu einer kommunistischen Diktatur geworden, zu dem Staat, der mich eines Tages in den Dienst der kommunistischen Sache rufen würde. Es ist wirklich ein interessanter Zufall, dass meine erste Kindheitserinnerung die Beerdigung von Genosse Stalin ist, des Mannes, der hauptsächlich dafür verantwortlich war, dass Ostdeutschland kommunistisch wurde.

# 2

Die Schaufel schepperte dumpf, als ich sie verzweifelt in den Haufen aus gefrorenem Stroh, Erde und Schnee stieß. Der eisige Januarwind brannte auf meinem Gesicht und ließ meine Finger taub werden. Meine dünnen Strickhandschuhe konnten meine zarten jungen Hände kaum schützen, während ich den eisigen Haufen bearbeitete und nach den kostbaren Kartoffeln suchte, die wir im vergangenen Herbst dort gelagert hatten. Bald war sogar der Schleim in meiner Nase gefroren. Meine Nase schien in dieser Zeit immer zu laufen und wegen meiner entzündeten Mandeln hatte ich oft Halsschmerzen. Aber das alles spielte keine Rolle. Meine Aufgabe war es, die Kartoffeln für unsere Mahlzeiten an diesem Wochenende auszugraben.

Ich zählte zehn Kartoffeln ab, verstaute sie in einem Jutesack und schleppte mich durch die Kälte zum Schulgebäude zurück, in dem meine Eltern unterrichteten und wir drei Zimmer im zweiten Stock über den Klassenzimmern bewohnten. Im Winter wurde unsere Wohnung durch zwei Kohleöfen und den Holzofen in der Küche geheizt, für den wir Holz in einem Wald in der Nähe sammelten. Da wir keine Toilette im Haus hatten, trabte ich als Kind immer die Treppe hinunter und über den Hof zu den Schultoiletten. Aber wenigstens hatten wir eine ordentliche Wohnung, sogar mit fließend kaltem Wasser.

Wir waren arm, aber meinem Bruder und mir war das nicht bewusst. Alle, die wir kannten, lebten unter ähnlichen oder noch schlimmeren Bedingungen.

Ich kam mit meiner wertvollen Kartoffelladung im zweiten Stock an, drückte die Wohnungstür auf und schlüpfte aus meinen matschigen Schuhen.

»Tür zu!«, rief meine Mutter, noch bevor ich in der Wohnung war. Ich war ihre schroffen Befehle gewohnt und wusste, dass sie sofortigen Gehorsam erwartete.

Diese Wohnung ist das erste Zuhause, an das ich mich erinnere. Dort machte ich meine ersten Schritte, allerdings – aufgrund schlechter Ernährung, ständiger Krankheiten und der erbärmlichen Gesundheitsversorgung in der DDR – erst mit achtzehn Monaten.

Ich ließ die erdigen Kartoffeln in einen Eimer in der Küche fallen und schälte die Handschuhe vorsichtig von meinen gefrorenen Fingern.

»Hast du die Kartoffeln gezählt?«, fragte mein Vater.

»Ja. Es sind genau zehn.«

»Gut. Jetzt wasch dir die Hände und komm an den Tisch.«

»Kann ich vorher meine Hände aufwärmen?«, fragte ich mit einem Blick zum Küchenofen.

»Beim Essen tauen sie schon auf«, lautete die Antwort.

In der schäbigen Spüle fühlte sich das eiskalte Wasser überraschend warm auf meinen gefrorenen Händen an. Als ich die Anweisung befolgt hatte, trat ich an den Küchentisch, wo meine Mutter mit dem grauenhaften Lebertran wartete. Dieses allabendliche quälende Ritual hatte mein Großvater Alwin eingeführt, der das eklige dunkelbraune Zeug – »Aber es ist gut für

dich!« – aus dem Krieg kannte, als er mit anderen Wehrmachts-soldaten in der eisigen Kälte Norwegens ausgeharrt hatte.

Mutter goss Tee in die Blechtasse meines Vaters und setzte uns allen dicke Scheiben Roggenbrot vor, die mit Schweinefett bestrichen waren. Ich sah, wie Hans-Günther, der drei Jahre jünger war als ich, lustlos mit seinem Essen spielte. Offenbar schmeckte es ihm nicht.

Wie üblich bestand das Abendessen aus belegten Broten. Unser Mittagessen bekamen wir in der Schule. Oft war es kaum genießbar, aber wenigstens hatten wir etwas zu essen.

Bis zur vierten Klasse nahmen die Schüler kleine, verbeulte Aluminiumtöpfe mit in die Schule, die an ihren Schulranzen hingen. Die Mahlzeiten wurden in einem anderen Gebäude gekocht und in Aluminium-Milchkannen auf einer hölzernen Handkarre in die Schule gebracht, gezogen von einer kleinwüchsigen Frau, die Ulla hieß. Wenn Ulla auf dem Schulhof ankam, standen wir bereits in einer ordentlichen Schlange und begrüßten sie mit einer klirrenden Kakophonie, indem wir unsere Metalllöffel auf unsere kleinen Töpfe schlugen.

»Ulla, was gibt es heute?«, riefen wir.

»Nichts Besonderes«, lautete ihre ehrliche Antwort.

Es gab ein Gericht, das noch schlimmer war als »nichts Besonderes«. Es bestand aus einem Löffel wässriger Rühreier, ein wenig Kartoffelbrei und der großzügigen Portion einer verkochten grünen Pampe, die irgendwann einmal Spinat gewesen war. Wenn dieses Essen auf dem Speiseplan stand, leerten die meisten meiner Klassenkameraden und ich unsere kleinen Töpfe unauffällig hinter den Sträuchern aus. Wir blieben lieber

hungrig und freuten uns auf eine Scheibe Brot und ein Stück Wurst zum Abendessen.

Am Samstag war Suppentag, und der Sonntag war der einzige Tag in der Woche, an dem es entweder Fisch oder Fleisch gab. Die Lebensmittelknappheit bedeutete, dass es bei uns zu Haus eine eiserne Regel gab: Man steht erst vom Tisch auf, wenn der Teller leer ist. »Das schmeckt mir nicht« oder »Davon wird mir schlecht« galten nicht als Ausrede.

Neben frischen Tomaten gab es zwei Gemüsesorten, die ich absolut hasste: Rote Bete und Sellerie. Es gelang mir zwar, die Rote Bete hinunterzuwürgen, aber bei Sellerie hatte ich keine Chance.

Als ich mich eines Tages zwang, das grauenhafte Gemüse zu schlucken, kam es zusammen mit allem anderen wieder heraus. Meine Mutter sprang vom Tisch auf, warf mir einen nassen Lappen zu und forderte mich auf, sauber zu machen.

»Jetzt setz dich wieder an den Tisch und iss auf«, befahl sie dann.

Ich wollte protestieren, aber ihre zusammengekniffenen Lippen und Augen ließen mich stumm an meinen Teller zurückkehren. Ich atmete tief ein und schluckte den nächsten Bissen hinunter. Er kam genauso postwendend zurück wie der vorherige.

Meine Mutter hatte die Wahl: Entweder bestand sie auf der Einhaltung der Regel und hatte jedes Mal so eine Bescherung auf dem Tisch oder sie lockerte die Regel. Schließlich gab sie nach. Ich musste immer noch Rote Bete und alles andere auf meinem Teller aufessen, aber zum Glück keinen Sellerie mehr.

Allein beim Gedanken daran zieht sich mein Magen heute noch ein wenig zusammen.



Das Leben in der DDR war Mitte der Fünfzigerjahre immer noch schwer. Um sich ein neues Leben aufzubauen, brauchte man sowohl Intelligenz als auch Überlebenstechniken. Meine Eltern hatten beides.

Meine Mutter war gut auf die Aufgabe vorbereitet, eine Familie in schweren Zeiten durchzubringen. Sie hatte während einer Lehre als Haushaltsgehilfin viele Fertigkeiten erworben. Dass sie Socken stopfen konnte, war sehr praktisch, da wir nur eine begrenzte Menge an Strümpfen besaßen. Uns Dittrichs traf man nie mit Löchern in den Socken an.

Irgendwie trieb sie eine mechanische Nähmaschine aus der Zeit vor dem Krieg auf, mit deren Hilfe sie unsere Kleidung flickte und änderte. Wir trugen lange Zeit seidene Unterwäsche, genäht aus einem Fallschirm, den mein Vater im Wald gefunden hatte.

Alle Lebensmittel waren rationiert, auch die Grundnahrungsmittel wie Milch, Brot, Mehl, Zucker und Fleisch. Eines Tages schickte mich meine Mutter los, um Milch zu kaufen, und gab mir einen Geldbeutel mit, in dem sich etwas Geld und alle Lebensmittelmarken für einen gesamten Monat befanden. Ich löste die Marken ein, die gebraucht wurden, und verstaute den Rest wieder in der Börse. Als ich in die Wohnung zurückkam, stellte ich mit großem Entsetzen fest, dass der Geldbeutel fehlte.

Dass unsere Essensration für einen ganzen Monat verloren war, ließ sich nicht verheimlichen.

»Mutti, ich muss dir etwas sagen, aber werde bitte nicht böse.«

Meine Mutter bedachte mich mit dem strengen Blick, vor dem ich mich so fürchtete, und fragte: »Was hast du jetzt schon wieder angestellt?«

»Mama«, sagte ich mit meiner süßesten Stimme. »Ich habe den Geldbeutel mit den Marken verloren.«

Das Entsetzen im Gesicht meiner Mutter war beängstigend. »Ach du meine Güte!«, rief sie aus. »Ist dir klar, was du angestellt hast? Das war unser Essen für den ganzen Monat! Jeder, der den Geldbeutel findet, kann die Lebensmittelmarken einlösen. Geh in dein Zimmer. Heute Abend bekommst du nichts zu essen!«

Mit hängendem Kopf ging ich in mein Zimmer und weinte mich in den Schlaf.

Am nächsten Morgen erklärte meine Mutter nüchtern: »Albrecht, du hast Glück. Eine Nachbarin hat den Geldbeutel gefunden und zurückgebracht. Aber du musst deine Lektion lernen: Du bekommst einen ganzen Monat keine Süßigkeiten!« Und so ging ich in den nächsten dreißig Tagen ins Bett, ohne etwas Süßes zu bekommen.



Unsere Abendroutine lief unabhängig von der Jahreszeit oder dem Wochentag immer gleich ab: Um Punkt achtzehn Uhr

war Schluss mit Spielen. Selbst wenn es draußen noch lange hell blieb, steckte meine Mutter den Kopf aus dem Fenster im zweiten Stock und rief: »Albrecht, Schlafenszeit!«

Mein Freund und Spielkamerad Rainer durfte länger draußen bleiben und staunte immer über diese unnachgiebige Strenge. Aber ich trabte die Treppe hinauf, wusch mir die Hände fürs Abendessen, schluckte den verhassten Lebertran, aß mein Brot und machte mich fürs Bett fertig.

An den meisten Abenden bestand die abendliche Wäsche daraus, Hände und Gesicht mit einem Waschlappen und kaltem Wasser abzuschrubben. Samstags war dann Badetag, wir wuschen uns zuerst in einer Holzwanne, für die Wasser auf dem Küchenofen aufgeheizt wurde, später dann im Gemeinschaftsbad der örtlichen Fabrik.

Jeden Abend sagte ich meinem Vater Gute Nacht, dann folgte mir meine Mutter in mein Zimmer, deckte mich zu und gab mir einen Gutenachtkuss. Sie schaltete das Licht aus und machte die Tür hinter sich zu. Nie gab es eine Gutenachtgeschichte oder ein Schlaflied; sie brachte uns Jungen sehr effizient zu Bett.

Als ich ungefähr fünf war, drehte ich eines Abends aus Scherz mein Gesicht zur Wand, damit meine Mutter mich nicht küssen konnte, und sagte: »Mutti, ich bin jetzt schon groß. Ich brauche keinen Gutenachtkuss mehr.«

Sie stutzte einen kurzen Moment, fing sich aber schnell wieder. »Wie du willst«, sagte sie knapp und verließ das Zimmer.

Völlig verstört lag ich alleine in der Dunkelheit. Verstand meine Mutter nicht, dass ich nur einen Witz gemacht hatte? Ich sehnte mich nach *mehr* Umarmungen und Küssen, nicht nach weniger. Ich hätte meinen albernen Scherz gern korrigiert,

aber das dunkle Zimmer und die Angst, dass meine Mutter meine innersten Gedanken und Gefühle nicht verstehen würde, hielten mich davon ab. Stattdessen weinte ich mich leise in den Schlaf.

Jahrelang erzählte meine Mutter anderen diesen Vorfall und war stolz darauf, wie frühreif ich gewesen war. Ihre Freundinnen schmunzelten, als wäre mein Handeln sowohl komisch als auch lobenswert, während ich grinste und den Kopf einzog. Aber meine Sehnsucht nach Zuneigung verschwand nicht, auch wenn meine Mutter diese Geschichte noch so oft erzählte. Was für eine verpasste Gelegenheit, einander die Liebe zu schenken, nach der sich meine Mutter vermutlich ebenso sehnte wie ich mich selbst.

Ab diesem Abend bekam ich jedenfalls keinen Kuss mehr.